

Unser Planet.

Blätter

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Unterhaltungsblatt.

N^o 176.

(II. Jahrg.) Dienstag, den 26. Juli.

1831.

James Fenimore Cooper.

(Fortsetzung.)

Vor dem Verfasser der Puritaner hatte man die Schottische Geschichte schon benutzt; ihr Aberglaube, ihre Gewohnheiten hatten den Text zu zahlreichen gelehrten Untersuchungen geliefert. Mistris Grant, Burns, Allan Ramsay, Buchanan, Macpherson waren vor Walter Scott aufgetreten. Cooper hatte keinen Vorgänger. Er bemächtigte sich eines jungfräulichen Gegenstandes. Er stürzte sich in einen Ocean, den noch kein Kiel gesurcht. Der literarische Christoph Columbus, warf er an unbekannten Küsten Anker. Unbetretene Fußsteige boten sich ihm von allen Seiten dar. Unerhörte Mannichfaltigkeit der Materien; Scenen, die eines Schauplazes; Gemälde, die eines Rahmens; Gesichtspunkte, die eines Malers bedurften: überall Neuheit, Bizarrerie, Wunder; ein ganz neues Interesse; ein Volk, kaum dem Gängelbände entgangen, und schon mächtig; eine Geschichte, auf deren ersten Seiten Civilisation und Sieg strahlten; das Seltsame eines ruhigen, frommen und beharrlichen Heldenthums; die Namen Washington, Penn, Franklin; der Hintergrund des Gemäldes, tausendjährige Wälder; Schauspieler, die Apostel der neuen Welt, im Angesicht der wilden Kinder der Wigwam und der Friedenspfeife; die Fortschritte Europäische Kunst in Mitte jener unbeherrschten Einöden; die Kämpfe der Söhne und Väter, der Unterdrückten und Unterdrücker — die Einen Freiheit und Toleranz verlangend, die Andern sie zu ersticken suchend. Wer weiß es? Vielleicht eine neue Zeitrechnung von Republiken, die sich der Welt erschließt, und im Begriff ist, aus dem Senat von Philadelphia hervorzugehen. Welche unermessliche Laufbahn! Welche Frische in diesen Gemälden! Welch schöner Text für einen Schriftsteller! Welcher Ruhm für einen Freund des Vaterlandes, den die Natur mit

den erforderlichen Eigenschaften begabt, solche Erinnerungen zu verewigen!

Ein Hinderniß hätte sich dem glücklichen Erfolge Cooper's entgegenstellen können: hätte er slavisch Europäische Bilder nachgeahmt, so würde ein falsches Licht sich über seine Werke verbreitet haben; aber dieser ganz Amerikanische Charakter, dessen Rängen wir schon oben entwickelt, und dessen Typus wir in seinen Gesichtszügen, wie in den Neigungen seines Geistes erkannt haben, hat ihn von der einzigen Gefahr errettet, die seinem Genius Nachtheil hätte bringen können. Freimüthig und kraftvoll ergriß er die verschiedenen Elemente, die vor ihm lagen. Er hat sich wohl gehütet, ihren Zauber zu zerstören, und, wenn wir so sagen dürfen, ihre jungfräuliche Reinheit durch eine einzige klassische Nachahmung zu trüben. In der eigenthümlichen Sprache der vereinigten Staaten selbst, erzählte er die außerordentlichen Begebenheiten, deren Schauplatz ihr großes Land, oder die benachbarten Meere gewesen. Seine Helden verließen die Wohnung des Pflanzers, die Hütte des Wilden, oder das Gewölbe des Kaufmanns, um in seinen Dramen zu sprechen und zu handeln; die riesenhafte Natur seines Landes gab in ihnen ihr Bild wie in einem Spiegel zurück.

Cooper war seinen Landesleuten der Homer ihrer Civilisation, der Barde, der ihren Ruhm verewigte. Den Europäern gewährte er unbekannte Genüsse; auf diesem doppelten Piedestal erhob sich sein Ruhm. Selbst unsere Aristokraten, die nicht ohne Schmerz Amerika und England Nebenbuhler und Freunde zugleich werden sahen; diejenigen, welche die Amerikanischen Sitten, Ideen und Schriften lächerlich zu machen suchten, waren genöthigt, Cooper's Talent anzuerkennen und ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wie hätten sie sein Verdienst verkennen, wie die Kraft und das Interesse seiner Werke läugnen können? Obgleich nur Amerikanischen Inhaltes, fesselten sie ihre Aufmerksamkeit, entlockten sie ihnen Thränen. Sie bedachten nicht, wie

groß die Wichtigkeit ihres Geständnisses und ihres Lobes sei. Wenn die Stifter der Amerikanischen Republik ihre politische und kommerzielle Unabhängigkeit gesichert; wenn Wilhelm Penn im Schweiße seines Angesichtes, mit Gefahr seines Lebens, das Heiligthum religiöser Unabhängigkeit errichtet, so gebracht es diesem großen prächtigen Lande doch noch an intellektueller Unabhängigkeit. Sie ward ihm durch Cooper.

So groß ist die Wohlthat, die das Genie gewährt. Unser Romantiker verhehlte sich nicht, wie edel die Aufgabe sei, die er unternommen. Mit Begeisterung und Beharrlichkeit bereitete und wählte er lange die Materialien zu seinem Werke. Er war sich bewußt, daß er der Welt etwas Besseres zu geben vermöge, als gewöhnliche Romane. Er war der Wahrheit treuer, als Walter Scott selbst, und suchte sie nicht in den Chroniken, sondern in den Erinnerungen seiner Zeitgenossen; er schöpfte das Interesse seiner Erzählungen aus wirklichen, unlängst geschehenen, leicht zu beweisenden und zu erörternden Thatsachen.

Da er sich auf Wirklichkeit gründet, so darf man weder die rasche Bewegung eines mit Vorfällen überladenen Dramas, weder Schnelligkeit des Stils, noch Lebhaftigkeit des Dialogs in seinen Schriften suchen. Er ist langsam, ohne schwerfällig, umständlich, ohne weitschweifig zu sein. Kein Zug eines Charakters, oder einer Landschaft wird ihm entgehen; er legt den Pinsel erst nieder, nachdem er einen um den andern mit einer blendenden und hinreißenden Tiefe und Wahrheit entwickelt. Seine Gemälde haben weder zu viel Licht, noch zu viel Schatten. Er ordnet und bereichert das Ganze so genau mit allen constitutiven Elementen, daß man alle einzelnen Theile zu unterscheiden glaubt, als zaubere eine magische Kunst sie vor uns hin. Sei es eine Hütte im Walde, eine gemeine Wohnung, der Kiel eines Schiffes,

Der in der Ferne auf einsamen Wogen schwimmt: seine vollkommene Genauigkeit, seine außerordentliche Wahrheit nöthigt uns, es zu lesen; und die Beschreibung eines trivialen, des malerischen Reizes entblößten Gegenstandes wird anziehender für uns, als die einer prächtigen Landschaft, oder eines erhabenen Schauspiels, dessen Umrisse schwankend entworfen, dessen Schattirungen grell und schneidend sind. Das weibliche Geschlecht, welches immer in einem Romane die Handlung und das Interesse sucht, wagt es nicht, die Beschreibungen Cooper's zu übergehen. Hat man angefangen ihn zu lesen, so ist kein Aufhören. Gleichwohl wiederholt er sich; er erläßt uns weder ein Brett der Fregatte, noch einen Baum des Waldes. Seine Diktion ist überschwenglich, zuweilen mühevoll, doch immer ungezwungen und bereit, jedes Ding bei seinem Namen zu nennen. Bei einem weniger wahren, weniger energischen, weniger gewissenhaften Schriftsteller könnte man sich über diese unbeugsame Genauigkeit beklagen, die manche Seite der Werke Cooper's in einen Verbal-Prozeß ver-

wandelt. Aber dieser Verbal-Prozeß interessiert, unterhält, beschäftigt die Einbildungskraft und erwärmt das Herz. Grüne Savannen, Sandebenen, alterthümliche Eichen, unbegranzte Wälder, meergleiche Seen, ewig schattende Wälder — dieß sind Gegenstände, die Cooper nicht nur treu, sondern mit Liebe, Glück und Begeisterung zeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse von Saint-Leu.

(Fortsetzung.)

Mit ihm sanken alle seine Hoffnungen, sein ganzer Stolz zu Grabe. Des Schmuckes dieses einzigen Zweiges beraubt, war er nun ein entlaubter Stamm, mit dem ein großes und berühmtes Geschlecht verlöschen sollte. Diese Schreckenspost, welche der Herzog in England erhielt, schmettete ihn ganz danieder. Er suchte die Einsamkeit, und floh jede Gesellschaft, die ihn an seinen Sohn hätte erinnern können. Er vermied darum den Umgang seiner besten Freunde, die ihm demungeachtet stets werth und theuer blieben, und umgab sich später mit Anderen, die ihn in seiner Solitude, am meisten wohl aber sich selbst auf seine Kosten zu amüsiren suchten. Dieß schien besonders die Sorge Lord William Gordons zu sein, welcher zu diesem Zwecke in den Zirkel des Prinzen auch weibliche Gesellschafterinnen von höchst zweideutigem Charakter einführte, deren Umgang, wie man weiter unten sehen wird, noch die letzten Jahre seines Lebens verbittern sollte.

Unter der Regierung Napoleons wurde das Schloß Saint-Leu ein Eigenthum seines Bruders Ludwig und war der Landsitz seiner jungen Gattin, einer durch Schönheit und Anmuth des Geistes ausgezeichneten Dame, interessant schon an sich, noch mehr aber durch die Eigenschaften und Schicksale ihrer erhabenen Mutter, der weiland Kaiserin Josephine. Hortense von Bauharnois wurde zu Chelle, einer kleinen Stadt an der Marne, geboren.

Von ihrer Kindheit an war sie der einzige Trost ihrer Mutter, die von ihrem Gatten, ihrem Sohn Eugen und von der Welt getrennt lebte. In die Abtei Panthemont zurückgezogen, trug die zärtliche Josephine ihre ganze Liebe auf dieß theure Kind über, welches man ihr gelassen. Nachdem die Klöster aufgehoben worden, zwang sie der eiferfüchtige und argwöhnische Charakter ihres Gatten, des Vicomte's, Frankreich zu verlassen, und die kaum fünfjährige Hortense folgte ihrer Mutter auf ihrer beschwerlichen Reise nach Martinique, ihrem Vaterlande.

Bei ihrer Zurückkunft nach Frankreich wurde Hortense ihrem Vater unter dem einfachen und anmuthigen Costüme eines jungen Amerikaners vorgestellt. Ihre

herrlichen Gesichtszüge verkündigten einst eine schöne Frau und ihr ganzer Anstand hatte etwas Bezauberndes. „Das bin ich,“ rief der Vicomte, „ich sehe mich in ihr wieder verjüngt; so war ich, als ich sieben Jahre alt war.“ — Er konnte nicht aufhören, seine Tochter zu umarmen und schien über die kleine Ueberraschung, welche Josephine ihm bereitet, ganz entzückt. Hortense wurde gleichsam das Band, welches ihre Eltern wieder vereinigte und das nur durch den Tod des Vicomte's zerrissen wurde, der, ein Schlachtopfer der Schreckens-Regierung, sein Leben unter dem Nordbeile der Guillotine verblutete.

(Fortsetzung folgt.)

Züge aus Jean Racine's Leben.

(Fortsetzung.)

Viele der mitgetheilten Anekdoten sind entlehnt aus einem Briefe Balincourt's an den Abbé d'Olivet, Verf. der „Histoire de l'Acad. française,“ aus welchem der übrige interessanteste Theil hier folgt:

„Als Racine Port-Royal verließ, kam er nach Paris, wo er die Logik studirte. Aus dieser Zeit kann ich Ihnen nichts Zuverlässiges mittheilen, aber das ist gewiß, daß unter allen dichterischen Erzeugnissen, zur Feier der Vermählung des Königs, die Ode unsres Dichters das meiste Aufsehen erregte. Er zeigte sie im Manuscript dem gelehrten Chapelain, der sich sehr günstig über das Erzeugniß des Jünglings aussprach, ihm seine Freundschaft schenkte und die Ode dem Herrn von Colbert so sehr anpries, daß dieser Minister anfänglich, auf Befehl des Königs, den jungen Dichter mit einem Geschenk von hundert Louisd'or belohnte und ihm kurze Zeit darauf eine jährliche Pension von sechs hundert Livres zusicherte, die er auch bis an seinen Tod behalten hat.“

„Ich mag Ihnen hier keine umständlichen Beurtheilungen der Werke Racine's liefern, denn was könnte ich Ihnen Neues darüber mittheilen, der Sie überdem Alles unendlich viel besser zu beurtheilen verstehen, als ich? Ich werde mich daher auf einzelne historische Züge beschränken, überzeugt, daß Ihnen nicht der geringste Umstand aus dem Leben dieses großen Mannes uninteressant sein wird.“

„Als Madame Deshoulières jenes berühmte Sonnet *) auf die Phädra Racine's verfertigt hatte, schrieb dieser und Boileau es höchst ungerechter Weise dem Herzoge von Nevers zu, und was noch weit schlimmer war, sie erwiederten dasselbe auf eine höchst unanständ-

lige Art. Später machte ihnen dieses große Sorgen, denn Nevers verbreitete das Gerücht, als ob er sie aufsuchen lasse, um sie zu ermorden. Beide Männer, sehr furchtsamer Natur, verwünschten laut ihre Erwiderung, worauf der Sohn Condé's, der Herzog Heinrich Julius zu ihnen sagte: „Habt Ihr das Sonnet nicht verfaßt, so kommt in den Palast Condé's, wo der Herzog selbst Euch vor gefährlichen Drohungen sicher stellen wird, wenn Ihr unschuldig seid. Ist es aber Eure Arbeit — fügte er hinzu — so kommt ebenfalls her, und nichts desto weniger wird der Herzog Euch unter seinen Schutz nehmen, denn das Sonnet ist sehr geistreich.“

„Aber, mein Herr, was sagen Sie zu dem Schicksale, welches die Phädra bei den ersten fünf oder sechs Vorstellungen hatte? Hat man je deutlicher eingesehen, was Vorurtheil thut und was die Kabale selbst über die klügsten Männer vermag? Denn wirklich hatte Pradon *) für einige Zeit einen solchen Triumph, daß Racine's Werk auf dem Punkte stand, in Paris wie bei Hofe in Vergessenheit zu gerathen. Ich sah ihn in Verzweiflung darüber und doch, wenn je ein vollendetes Stück auf die Bühne gebracht ist, so war es die Phädra Racine's, und wenn ich je eine elende, in jeder Beziehung verfehlte Tragödie gekannt habe, so ist es die Pradon's.“

„Ich vergaß, Ihnen noch hinsichtlich der Phädra zu sagen, daß, nachdem Arnauld dieselbe gelesen hatte, er ihr unbedingt Bewunderung zollte und behauptete, daß Schauspiele der Art nur zur Förderung guter Sitten beitragen könnten. Nur fügte er hinzu: „Warum hat er seinen Hippolit verliebt dargestellt?“ und dieß einzige Wort beweist schon den großen Scharfsinn, womit Arnauld Alles durchschaute. Denn man muß gestehen, daß dieser verliebte Hippolit höchst abgeschmackt erscheint, und den tragischen Eindruck des Stückes schwächt, obgleich diese Liebe zu wunderschönen Worten Anlaß gab und der Charakter der Aricia vollendet dargestellt ist.“

„Man hat Racine vorgeworfen, daß er zu häufig die Liebe in seine Stücke verflochten und einen zu großen Theil davon auf seine Heldinnen übertragen habe. Zwei Gründe veranlaßten diesen Fehler. Der Charakter des Dichters selbst, der voll Leidenschaft war, und der Geschmack der Zeit, in der er schrieb, denn der französische Hof kannte dazumal nur Liebe und Galanterien.“

(Beschluß folgt.)

*) Pradon ließ seine Phädra zu eben der Zeit aufführen, als die des Racine gegeben wurde, und er entschloß sich nicht, selbst in der Vorrede zu seinem Nachwerk zu sagen: „Es war nicht Sache des Zufalls, was mich mit Racine in die Schranken treten ließ, sondern meine eigne Wahl.“

*) Siehe über dieses und die folgenden Sonnetts in allen neuern Ausgaben der Werke Boileau's Epitre VII.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Aus Sachsen.

Man weiß schon aus des verstorbenen Hofrath Müllner's „Lämmerhirten“ und aus manchen Kriegsberichten seines Mitternachtsblattes, daß zwischen den Autoren und Verlegern manches kleine Scharmügel, manche heiße Schlacht gekämpft wird, und leider ist Saphir's Wig in seiner sel. Schnellpost („Autoren belecken den Bratpfieß; Verleger essen die Braten“) nicht ganz ohne. Viele dieser Fehden werden nun hübsch in der Stille abgemacht; der betrübte Schriftsteller mag sein Leid nicht immer in der ganzen Welt ausposaunen; aber manchmal läßt es sich doch gar nicht anders thun, wenn nämlich durch das Verfahren des Verlegers etwa ein Schatten auf den Charakter oder die Kenntnisse des Autors siele u. s. w. In neuester Zeit hat sich wieder solch ein Fall ereignet, der es wirklich verdient, unparteiisch dem größeren Publikum mitgetheilt zu werden. — Ein (wie es scheint, junger, angehender) Buchhändler, Herr Carl Schumann in Schneeberg, unternahm es vor einiger Zeit, das berühmte lateinische Wörterbuch von Forcellini, welches in Italien in der Originalausgabe wohl 48 Thaler kostet, den deutschen Philologen in 16 Lieferungen für 16 Thaler zu liefern, und zwar durch reiche Beiträge inländischer Gelehrten, namentlich des Herrn Rectors Voigtländer in Schneeberg (unterdessen verstorben) und des Herrn Rectors Hertel in Zwickau, bereichert. Es fanden sich zahlreiche Subscribenten, der Druck begann auf eine vielversprechende Weise, es wurde noch mancher namhafte Gelehrte für denselben Zweck gewonnen, z. B. Herr Director Rosenheym in Bpt in Ostpreußen, und Alles schien zur Zufriedenheit enden zu wollen, denn, daß man bald sah, es würden aus 16 wahrscheinlich 24 Lieferungen werden, mithin auch der Preis von 16 auf 24 Thaler steigen, machte mich wenigstens nicht sehr stutzig, weil das Werk auch so immer noch wohlfeil bleibt und die bereichernden, dankenswerthen Zusätze eine Vermehrung des Umfangs um ein Drittheil wohl entschuldigten. Da überschied mir, wie gewöhnlich, Herr Teubner in Leipzig die bei ihm erscheinenden „Jahrbücher für Philologie und Pädagogik; eine kritische Zeitschrift, in Verbindung mit einem Vereine von Gelehrten, herausgegeben von M. Joh. Christ. Jahn. 5r. Jahrg. 3r. Bd., 2tes Hft.“ Hier hatten die Herren Rosenheym und Hertel im literarischen Anzeiger, Nr. VII. eine „Erklärung an das Publicum“ abdrucken lassen, nach welcher Herr Schumann die noch rückständigen Lieferungen des Forcellini, ohne ihre Einwilligung, ohne bereichernde Zusätze, wollte abdrucken lassen. So wäre die bisherige, gewiß mit vielen Schwierigkeiten verbunden gewesene Arbeit der beiden Gelehrten auf einmal vergeblich gemacht, und die Subscribenten erhielten — was? einen zwar theureren, nicht aber erweiterten und verbesserten,

und überdem noch sehr ungleichen Forcellini, indem A und B mit Berichtigungen und Zusätzen versehen, C bis Z aber ganz fahl — nur mit Baileys Zusätzen — erscheinen sollten! Ein solches Verfahren konnte von einem Unbefangenen durchaus nicht gebilligt werden, indem es einem Verleger nicht zustehen kann, seine Verbindlichkeit gegen Autoren oder Herausgeber, und gegen das Publikum so willkürlich zu ändern. Mit Recht klagte Herr Hertel in seiner Erklärung darüber, daß das Publikum durch dergleichen Vorfälle gegen Subscriptionen äußerst mißtrauisch werde, und dieß zum höchsten Nachtheil für manches treffliche Werk. Allein — man darf nicht urtheilen, ohne auch den andern Theil gehört zu haben. Herr Schumann blieb seinen Gegnern nichts schuldig. In derselben Zeitschrift (1831, Heft I.) versucht er es nämlich, nachzuweisen, daß er nur dadurch sich genöthigt gesehen habe, den Druck ohne Zusätze fortzuführen, weil ihn namentlich Herr Dir. Rosenheym zu lange durch leere Versprechungen hingehalten und immer kein Manuscript geliefert habe. Wenn die Angaben sämmtlich gegründet sind, wenn es namentlich wahr ist, was Herr Schumann behauptet, daß Herr Rector Hertel selbst in einem Briefe an ihn vom 13. Aug. 1830. gesagt habe: „Rosenheym, das ist wahr, hat unverzeihlich gehandelt;“ so kann man ihm nicht alles Unrecht allein aufbürden; aber unrecht bleibt es immer von seiner Seite, daß er nicht den Herren Bearbeitern zu rechter Zeit bestimmt und bündig erklärte, er wolle und müsse auf diese Art einschreiten, wenn sie ihren Versprechungen nicht pünktlich nachkämen; in meinen Augen hat er sich auch keineswegs deshalb gerechtfertigt, daß sein Werk nun theurer wird, als er erst versprochen hatte. Höchst unangenehm sind solche Vorfälle immerhin; nicht allein wird das Publikum mißtrauisch, sondern manche Zeit verstreicht auch ungenutzt, die Geduld der Subscribenten wird auf eine verdrießliche Probe gestellt, und mancher sonst hochgeachtete Name der übeln Nachrede Preis gegeben. Ich wünschte darum, daß sich diese Angelegenheit noch auf irgend eine genügende Art arrangirte und daß Herr Schumann sich dadurch von einem Verdachte reinigte, den Müllner schon in seinem Mitternachtsblatte gegen ihn (— denn er ist ja doch wohl der von M. gemeinte Herr Schumann? —) anregte, reinigen möge. Es soll mir lieb sein, wenn ich von der befriedigenden Ausgleichung dieser nichts weniger als friedlichen Angelegenheit berichten kann. Denn — kommt sie nicht zu Stande, wie stünde es dann um das Unternehmen, im Falle die Subscribenten wegen des erhöhten Preises in Masse zurückträten? Macht doch Herr Schumann gar nicht einmal die Gelehrten namhaft, welchen die Fortsetzung des Unternehmens anvertraut worden!

..